

Inhalt

Vorwort	7
Einheit in Vielfalt	11
Das Volk: Wer sind die Indonesier?	
Oder: Java ist überall	11
Das Land: Wie bereist man den größten Archipel der Welt?	21
Die Sprache: Bahasa Indonesia und die Einheit der Nation	28
Ausländer in Indonesien	37
Neu im <i>kampung</i> : Erste Erfahrungen	37
Korruption, Kontrolle und viel Improvisation: Bürokratie auf Indonesisch	45
Touristen, Abenteurer, Aussteiger: Die Legende vom Tropenparadies	52
Die anderen Ausländer: Chinesen	61
Geschichte und Politik	71
Kolonialherrschaft: Portugiesen, Niederländer, Briten, Japaner und ihre Hinterlassenschaften	71
Unabhängigkeit: Nationalismus und <i>Pancasila</i>	81
Neue Ordnung: Militärherrschaft und Kommunistenverfolgung	89
<i>Reformasi</i> : Freiheit, Chaos, Korruption	103

Religion	117
Toleranztest: Staatlich verordneter Glaube	117
Islam ist nicht gleich Islam	125
<i>Kejawen</i> , Spiritualismus, Geisterglaube	134
Lebenswelten	142
Nicht ohne mein Gadget: Die neue Mittelschicht	142
Stau, Hochwasser, Mischkultur: Leben in Jakarta	150
Bittere Medizin: <i>jamu</i> , Spa und Knochenheiler	156
Lebendige Tradition: Batik, <i>gamelan</i> und Schattenpuppen	164
Die Unkonformen: Künstler, Punks und Aktivisten	173
Familien und ihre Feste: Liebe geht durch den Magen	180
Naturgewalt	188
Regenwälder, Orang-Utans und Ölpalmenplantagen	188
Leben auf dem Feuerring: Medien und Realität	196
Anhang	206
Abkürzungsverzeichnis	206
Glossar	208
Zum Weiterlesen	211
Basisdaten	216
Karte	218
Danksagung	220

Einheit in Vielfalt

Das Volk: Wer sind die Indonesier? Oder: Java ist überall

Es war mein erster Tag als Praktikantin des Goethe-Instituts in Jakarta. Was ich über Indonesien wusste, hatte ich mir mit Hilfe von Zeitungsartikeln angelesen. Im Jahr 1998 ging es dabei vor allem um die asiatische Finanzkrise und den Rücktritt eines autokratischen Präsidenten namens Suharto, der gern mit Helmut Kohl fischen ging. Die Analysten sprachen von der Demokratisierung des größten muslimischen Landes der Welt. Es gab Berichte von riesigen Studentendemonstrationen, die sich auch vom schwer bewaffneten Militär nicht aufhalten ließen, und von wütenden Mobs, die in kollektiver Raserei Einkaufszentren und Spielhallen niederbrannten. Auch Kirchen wurden angegriffen. Auf der anderen Seite beschrieben Reiseführer die Indonesier als tolerantes, aufgeschlossenes Volk, gastfreundlich und immer lächelnd. Ich war ängstlich gespannt, was – oder besser: wer mich da erwartete.

Zunächst musste ich warten. Niemand regte sich darüber auf. *Jam karet*, die endlos dehnbare Gummizeit, gehört in Indonesien zum Alltag. Mit zwei Stunden Verspätung kamen die Gäste schließlich zur Projektbesprechung: acht Indonesier mit taillenglangen schwarzen Haaren, alle in Schlabberhosen und T-Shirts. Mindestens zwei trugen das Konterfei von Che Guevara auf der Brust. Zu jener Zeit die Einheitskluft der meisten *Reformasi*-Aktivisten, also all jener, die sich an der Demokratie-Bewegung beteiligten, die das Suharto-System zum Umsturz bringen sollte. Erst auf den zweiten Blick erkannte ich, dass sich unter ihnen auch eine Frau befand. Das revolutionäre Äußere stand in starkem Kontrast zur ruhigen, freundlichen Art der Besucher. Wie

fast alle Indonesier, die ich noch treffen sollte, traten sie mir lächelnd und äußerst höflich entgegen, zeigten sich aber auch offen und neugierig gegenüber allen neuen Ideen. Sie beantworteten geduldig meine Fragen und nahmen kommentarlos sämtliche kulturellen Fehlritte hin, die ich mir leistete.

Ich hatte gerade erst meinen Uni-Abschluss in der Tasche und war von den charmanten Revoluzzern tief beeindruckt. Erst viel später sollte ich verstehen, dass sich hinter der zunächst so homogen erscheinenden Gruppe völlig verschiedene Charaktere und Mentalitäten verbargen: Die acht Künstler und Geisteswissenschaftler gehörten fünf verschiedenen Ethnien und vier unterschiedlichen Religionen an, sie sprachen sechs verschiedene Muttersprachen und schworen jeder auf eine andere regionale Küche. Zu jener Zeit waren sie durch ein gemeinsames Interesse vereint – nämlich mit Hilfe kultureller Events und Publikationen ihre demokratische Botschaft zu verbreiten.

Dieses kulturelle Netzwerk, das natürlich aus noch viel mehr Mitgliedern bestand, erschien mir damals als verschworene Gemeinschaft, die immer felsenfest zusammenhalten würde. Über die Jahre jedoch, als der Demokratisierungsprozess je nach Sichtweise immer mehr Herausforderungen, Enttäuschungen und tägliche Routine mit sich brachte, brach die Organisation auseinander: Sie zerfiel in ihre ethnischen Bestandteile. Die Batak blieben bei den Batak, die Javaner hielten sich an die Javaner, Balinesen, Manadonesen und Minangkabau suchten sich neue Tätigkeitsfelder in ihrer eigenen Umgebung. Natürlich leben und arbeiten alle nach wie vor mit anderen Ethnien zusammen, doch der Rückzugspunkt der meisten war und bleibt ihre eigene Herkunft, obwohl sie im Schmelztiegel Jakarta aufgewachsen sind.

Wenn sich schon eine Gruppe Intellektueller so schwertut, dauerhaft über ethnische und religiöse Grenzen hinweg zu kommunizieren, wie schwierig ist es dann erst, eine Nation mit fast 250 Millionen Einwohnern zusammenzuhalten, der mehr als 300 verschiedenen Ethnien mit unterschiedlichen Religionen

und Traditionen angehören? Die mehr als 700 Sprachen sprechen und in einem Archipel aus mehr als 17 500 Inseln verteilt leben? In vollem Bewusstsein dieser enormen Aufgabe wählten die Gründer der indonesischen Republik 1945 das Staatsmotto »*Bhinneka Tunggal Ika*«, was so viel heißt wie »Einheit in Vielfalt« (wörtlich: »Sie sind verschieden, aber auch gleich.«). Der Leitspruch stammt aus einem Gedicht des 14. Jahrhunderts, aus einer Zeit, als die Könige des ebenfalls sehr ausgedehnten Majapahit-Reiches versuchten, die unterschiedlichen Völker ihres Herrschaftsgebiets zu vereinen – beziehungsweise deren verschiedene Religionen, nämlich Buddhismus und Hinduismus.

Kein neues Problem also. Und eine Lehre für die Moderne: Es gibt ihn nicht, *den* Indonesier. Sicherlich gibt es auf den ersten Blick Gemeinsamkeiten. Von Sumatra bis Papua wird man in kaum einem anderen Land als Fremder so offen und herzlich aufgenommen wie in Indonesien. Schon beim zweiten Treffen empfangen Indonesier einen neuen Bekannten als *teman*, ein weit gefasster Begriff für Freund. Beim nächsten Mal könnten sich die fremden Freunde bereits auf einer privaten Familienfeier wiederfinden. Der Unterschied liegt in der Art des Umgangs untereinander, in alltäglichen Gesten, traditionellen Bräuchen, religiösen Auffassungen. Allein auf der Insel Java gibt es zahlreiche Ethnien, die gut miteinander auskommen. In Westjava leben Sundanesen und Bantenesen, in Jakarta die Betawi, in Ostjava viele Maduresen. Die gemächlichen Zentraljavaner wiederum ticken anders als die nicht ganz so höflichen Ostjavaner. Alle haben ihre eigene Muttersprache, eigene kulturelle Traditionen und – trotz der gemeinsamen Mehrheitsreligion Islam – eigene religiöse Bräuche. Dazwischen gibt es kleine Minderheiten wie die streng traditionellen Badui oder das hinduistische Tenggervolk, das am Vulkan Bromo lebt. Im Schmelztiegel Jakarta, dem politischen, wirtschaftlichen und medialen Machtzentrum des Landes, mischen sich die Einflüsse von allen Inseln mit internationalen Strömungen. Hier findet sich wohl am ehesten der Prototyp des modernen Indonesiers.

Die Indonesier sind ein sehr junges Volk. 43 Prozent sind jünger als 25 Jahre, mehr als die Hälfte lebt in der Stadt. Die Wünsche und Vorstellungen der Jugendlichen in Indonesien unterscheiden sich nicht sehr von ihren Altersgenossen in anderen Ländern. Wenn ich mich mit den Neffen meines Mannes unterhalte, beide Anfang 20, ist ihnen vor allem eines wichtig: eine berufliche Karriere, mit der sie Geld verdienen und eine Familie gründen können. Politisches Engagement oder Umweltschutz sind für sie Fremdwörter. Stattdessen spielen sie jede freie Minute auf ihren Handys und schicken ihren Freunden lustige Bildchen über WhatsApp. Damit liegen sie voll im Trend, wie Umfragen zeigen. Diese eher individualistische Entwicklung steht allerdings im Gegensatz zum traditionellen Gesellschaftssystem und zur autoritären Erziehung, mit der junge Indonesier auch heute noch aufwachsen. Im Konflikt zwischen Moderne und Tradition suchen daher viele Halt in wachsender Religiosität.

Doch auch eine muslimische Mehrheit von 88 Prozent garantiert keinen einheitlichen indonesischen Charakter. Für eine solche Typisierung muss in der Regel ein Volk herhalten: die Javaner. Höflich und harmoniesüchtig, autoritätshörig und intrigant. So das Klischee. Die Javaner stellen mit rund 41 Prozent den größten Anteil der Bevölkerung. Das nächstgrößte Volk sind die Sundanesen mit 15,5 Prozent, danach folgen Malaien und Batak mit 3,7 respektive 3,6 Prozent, alle anderen Ethnien stellen weniger als drei Prozent der Bevölkerung. Die Javaner besetzen fast alle wichtigen Posten im Land, ein nichtjavanischer Staatspräsident wäre undenkbar. 48 Prozent aller Wähler leben auf Java. Die Javaner dominieren die Medienprogramme von News bis Seifenopern. Wenn in Fernsehserien oder Nachrichtenmagazinen auch einmal andere Ethnien eine Rolle spielen, geschieht dies praktisch immer aus marktstrategischen Gründen.

Javaner leben heute aufgrund staatlicher Umsiedlungsprogramme in jedem Winkel Indonesiens. Selbst auf der Insel Simeuluë, dem äußeren Vorposten vor der Westküste Acehs, wurde ich in

einer Pension noch javanisch bekocht: Die Wirtsleute stammen aus der Gegend des Vulkans Semeru. Während sie dort keine Arbeit fanden, bewirten sie im fernen Westen nun Surfer aus aller Welt. Die häufigen Erdbeben nahe am Epizentrum des großen Tsunami von 2004 stürten sie nicht, grummelt doch auch der Semeru regelmäßig. Auf einer Plantagentour mitten in Kalimantan, dem indonesischen Teil von Borneo, stand ich unverhofft vor einer kleinen Moschee mit javanischer Aufschrift: Für die Arbeiterfamilien aus Java. Und am Flughafen traf ich einmal auf einen Pater aus Jogjakarta, der voll beladen mit Souvenirs in die tiefste Provinz nach Papua reiste: zu seiner Gemeinde – alles Umsiedler aus der zentraljavanischen Stadt, die zwar viel Heimweh, aber nicht genug Geld für die Rückreise hatten.

Schon die niederländischen Kolonialherren begannen, javanische Arbeiter nach Sumatra umzusiedeln, um sie dort auf ihren Plantagen einzusetzen. Im Gegensatz zu den indigenen Völkern, die viele Plantagengebiete bewohnten, waren die Javaner seit Jahrhunderten an hierarchische Hochkulturen gewöhnt. Vor allem Angehörige der christlichen Minderheit ließen sich von ihrer damals schon überbevölkerten Heimatinsel fortlocken, um für die Niederländer zu arbeiten. Auch nach der Unabhängigkeit führen die verschiedenen Regierungen fort, landlose Bauern und Arbeiter von den dicht besiedelten Inseln Java, Madura und Bali in anderen Regionen anzusiedeln. Das Land gehörte allerdings nach traditionellem Verständnis nicht selten den dortigen Ureinwohnern, die natürlich keine schriftlichen Zertifikate über den Gemeinschaftsbesitz vorlegen konnten – bis heute eines der Hauptprobleme bei der Neuerschließung von Anbaugebieten. Oft mussten bebaubare Flächen auch erst mühsam dem Regenwald abgerungen werden und waren nicht annähernd so ergiebig wie die fruchtbare Vulkanerde auf Java und Bali. Beide Seiten fühlten sich betrogen: eine Quelle ethnischer Konflikte.

Das sogenannte *transmigrasi*-Programm erreichte sein größtes Ausmaß unter Suharto, der allein zwischen 1979 und 1984 rund

2,5 Millionen Menschen umsiedeln ließ. Aufgrund der Kritik aus arabischen Ländern, dass es sich bei den Umsiedelungen um eine versteckte Christianisierung handele, wurden seit den 1970er Jahren überwiegend muslimische Siedler ausgewählt. Diese massive Völkerwanderung führte dazu, dass die Javaner in einigen Provinzen sogar zur Bevölkerungsmehrheit anwuchsen. Infolge von Energie- und Finanzkrisen sanken die Zahlen der Transmigranten in den folgenden Jahrzehnten. Bis heute jedoch ziehen immer noch mehrere zehntausend Menschen im Jahr mit Hilfe der Regierung in ferne Provinzen – und bringen dabei nicht nur ihre Familien, sondern auch ihre gesamte Kultur mit. Auf diese Weise fühlen sie sich zwar schneller heimisch, verdrängen jedoch in Kürze die Traditionen der Ureinwohner, die meist weniger straff organisiert leben. Es folgen Polizisten, Ärzte, Lehrer aus Java. Dorfstrukturen, Schulunterricht, religiöse Gewohnheiten: Der gesamte Alltag wird javanisiert. Dabei geht den Neuankömmlingen meist jedes Verständnis für die Bedürfnisse der ursprünglichen Bevölkerung ihrer neuen Heimat ab – und umgekehrt.

Dasselbe gilt für Umsiedler aus anderen Regionen wie Madura oder Sulawesi. Die ebenfalls auf Java konzentrierten Medien tragen ihren Teil dazu bei, die negativen Vorurteile untereinander zu schüren. Die Batak aus Nordsumatra gelten als lautstark und streitsüchtig, Minangkabau aus der Gegend um Padang als berechnend und geizig, Maduresen als derb und brutal und die Bewohner der östlichen Inseln generell als Trunkenbolde und Frauenhelden. Besonders diskriminiert werden die Papua: Sie werden meist als ungebildete, primitive Steinzeitmenschen dargestellt, die nur mit Penisköcher bekleidet herumrennen.

»Die Regierung kümmert sich bis heute nicht um die Integration der Migranten. Dabei gibt es keinen ernstzunehmenden ethnischen Konflikt in Indonesien, der nicht mit den Folgen der *transmigrasi* zusammenhängt, sei es in Sambas, Poso oder Ambon«, sagt Robert Baowollo, der am Zentrum für Friedensforschung und Konfliktstudien an der Gadjah-Mada-Universität in

Jogjakarta forschte. Seiner Analyse nach haben die Javaner die politische Kultur im ganzen Land verändert, und zwar durch ihre hierarchische Autoritätsgläubigkeit, *bapakisme* genannt.

Politiker in ganz Indonesien treffen ungern direkte Entscheidungen, unangenehme Maßnahmen werden an Untergebene delegiert. »Unzufriedene werden zum Essen eingeladen. Während sie am Tisch sitzen, können die Gäste ihre Kritik aus Höflichkeitsgründen nicht äußern. Hinterher übergibt der Gastgeber die Verantwortung an seine Untergebenen. Anstatt sie zu lösen, werden Konflikte so auf untere Ebenen verschoben – oder gar gespalten, indem nicht alle Konfliktparteien eingeladen werden«, erläutert Konfliktforscher Baowollo. Expräsident Susilo Bambang Yudhoyono war ein Meister dieses politischen Spiels.

Neinsagen ist immer äußerst schwierig, nicht nur in der Politik. Die Indonesier leben in einer kollektiven Gesellschaft und stehen quasi permanent unter Gruppenzwang – egal ob in der Familie, im Freundeskreis oder am Arbeitsplatz. Entscheidungen werden praktisch nie allein gefällt, fast alle Meinungsverschiedenheiten ohne offenen Streit beigelegt. Die Harmonie der Gemeinschaft steht immer über den Bedürfnissen des Einzelnen. Seilt sich doch mal jemand ab, tut er das meist still und leise, ohne dies klar zu sagen. Auf einmal erscheint ein Freund nicht mehr zu den Treffen der Clique oder ein Angestellter nicht mehr zum gemeinsamen Mittagessen mit den Kollegen. Meist ist dies der Beginn eines Abschieds oder auch Neuanfangs, dessen Gründe nie ausdiskutiert werden. Dabei kann es sich um das Ende einer Beziehung oder ein neues Jobangebot handeln. Die Zurückbleibenden erfahren dies, wenn überhaupt, oft erst im Nachhinein.

Falls das Fass der unterdrückten Gefühle dann doch mal überläuft, endet es nicht selten fatal: Das Wort Amok stammt aus der malaiischen Sprache. Das dazugehörige Verb *mengamuk* heißt so viel wie ausrasten, randalieren. Es wird genauso verwendet, wenn eine einzelne Person urplötzlich die Fassung verliert, herumschreit oder um sich schlägt, wie wenn ein ganzer Mob in

Rage alles kurz und klein schlägt oder gar zu Lynchjustiz greift. Wer einmal das Gesicht vor anderen verloren hat, wird sich meist unumkehrbar abwenden und höchstens noch formalen Umgang pflegen. Vor allem wenn der Gesichtsverlust durch jemand anderen verursacht wurde, etwa durch einen auf der Straße herumbrüllenden Vorgesetzten oder einen Freund, der sich zu sehr ins Privatleben eingemischt hat.

Ausländer dagegen können und dürfen viel direkter ihre Meinung äußern. Ihnen wird zugestanden, dass sie die Kultur nicht kennen oder nicht verstehen. Wer allerdings zu viele Regeln missachtet, wird dies ebenfalls zu spüren bekommen. Neue Bekannte werden niemanden zweimal einladen, der sie vor anderen bloßstellt. Geschäftspartner oder Mitarbeiter, die sich übergangen fühlen, werden wichtige Informationen für sich behalten und Arbeitsabläufe blockieren. Andererseits wird niemand – selbst nach expliziter Aufforderung – offene Kritik gegenüber einer gesellschaftlich höher gestellten Person, geschweige denn einem Vorgesetzten, üben. Eine Tatsache, an der viele ausländische Arbeitgeber verzweifeln: Äußere Harmonie ist wichtiger als inneres Krisenmanagement.

Das kollektive Wohlbefinden hat durchaus auch für Nichtjavaner absoluten Vorrang. Allerdings gehen nicht alle Ethnien Konflikten und Diskussionen gleichermaßen aus dem Weg. Die Bewohner der östlichen Inseln von Ambon bis Timor sind bekannt für ihre Offenheit. Und wenn sich meine Batak-Freunde treffen, geht es immer hoch her – egal ob sie über das Wetter, die Wahlen oder Fußball diskutieren. Wer hier diplomatisch ausweichend antwortet, findet sich über kurz oder lang in einem scharfen Kreuzverhör. Nicht selten endet der Abend, an dem in der Regel viel Bier und gegrilltes Schwein mit grüner Chilisauce konsumiert wird, mit einer lautstarken Tirade oder einer Wette darüber, wer am Ende Recht behält. Viele Deutsche kommen mit den Batak wegen ihrer unverblümten Direktheit gut aus. Die Batak wiederum sehen sich selbst in deutscher Tradition: Das einstige

Kannibalenvolk wurde um 1865 vom ostfriesischen Missionar Ludwig Ingwer Nommensen zum Protestantismus bekehrt.

Bei allen Unterschieden verbinden die Indonesier viele Gemeinsamkeiten, vermutlich deutlich mehr, als ihnen bewusst ist. Natürlich spielt die übergreifende Geschichte eine große Rolle. Die gemeinsamen Wurzeln stammen bereits aus der vorkolonialen Vergangenheit, ebenso wie die seit 1945 als Nationalsprache geltende Bahasa Indonesia. Vielen Indonesiern wird oft erst im Ausland klar, wie stark sie ihre nationale Identität tatsächlich mit anderen Landsleuten verbindet, obwohl diese einer anderen ethnischen Gruppe oder Religion angehören: dass sie gemeinsame Traditionen pflegen, dieselbe alternative Hustenmedizin nutzen oder dieselben Hochzeitsrituale haben.

Fast allen Indonesiern gemein sind eine fatalistische Lebenseinstellung sowie ein sehr entspannter Umgang mit Zeit. Und wie praktisch allen Asiaten: die Angst, ihr Gesicht zu verlieren. Als ich neu in Jakarta war und mich noch nicht auskannte, verbrachte ich manchmal gefühlte Stunden in Taxen. Wie die meisten Ausländer dachte ich anfangs, dass dies in der Absicht geschehe, mehr Geld zu verdienen. Bis ich herausfand, dass eine genaue Wegbeschreibung Wunder wirkte: Kaum ein Taxifahrer in Indonesien wird freiwillig zugeben, dass er den Weg nicht kennt. Wenn man ihm aber suggeriert, dass man sich nur selbst noch einmal versichern wolle, wird er die Tipps gern annehmen. Noch viel schwerer fällt es den meisten Indonesiern, einen Fehler bei einer beruflichen oder privaten Entscheidung einzugestehen – sei es ein schlechtes Verkaufsergebnis oder der Fehltritt in einer Liebesbeziehung.

Viel leichter dagegen fällt es ihnen, eine Entschuldigung fürs Zuspätkommen zu finden: *Jam karet* oder Gummizeit ist in Indonesien hoffähig. Die akademische Viertelstunde wird nicht selten über mehrere Stunden gedehnt, selbst bei offiziellen Anlässen. Das Einzige, was pünktlich anfängt, sind Kinovorstellungen. Was ich daraus gelernt habe: jedes, aber auch wirklich jedes

Treffen vor dem Losfahren noch einmal zu bestätigen. Ich bin selbst schon von hohen Ministerialbeamten versetzt worden, bei deren Sekretärinnen ich Wochen vorher einen Termin vereinbart hatte. Dabei spielt es keine Rolle, ob der Besucher extra aus Deutschland eingeflogen ist. Und: niemals an Straßenkreuzungen verabreden. Mehrere Stunden eingekleilt zwischen Jakartas Blechkolonnen sind kein Spaß.

Ausländer – wie schon die niederländischen Kolonialherren – deuten diese dehnbare Zeitauffassung oft als Faulheit. Der Sozialwissenschaftler Kiswondo dagegen erklärt den fließenden Zeitbegriff seiner Landsleute mit unterschiedlichen Prioritäten: Während nach westlicher Auffassung ein pünktlicher Arbeitsbeginn Vorrang hat, gehen in Indonesien immer die Bedürfnisse von Familie und Freunden vor. »Im Grunde sind wir ein unglaublich fleißiges Volk, nur spielt ökonomische Effektivität für uns keine Rolle«, erklärt Kiswondo, der wie viele Indonesier nur einen Namen hat. »Unser Zeitgefühl richtet sich vielmehr nach der Wichtigkeit menschlicher Beziehungen.« Wer nicht gerade einem engen Zeit- und Budgetplan hinterherhechelt, kann diese Gelassenheit genießen. Viele Ausländer bleiben nicht selten gerade deswegen in Indonesien hängen.

Wenig Verständnis bringen viele Westler für den weit verbreiteten Aberglauben auf. Von individuellen Schicksalen über gesellschaftliche Ereignisse bis hin zu Naturkatastrophen – praktisch immer gibt es eine übernatürliche Erklärung. So kosmopolitisch sich manche Indonesier geben, besinnen sie sich vor allem in Zeiten der Krise wieder auf ihre Traditionen. Natürlich spielt hier die Religion eine große Rolle. Aber auch bei meinen weniger religiösen Freunden zeigen sich solche Tendenzen zum Beispiel darin, dass sie mit einem gebrochenen Bein lieber zu einem traditionellen Heiler gehen als ins Krankenhaus. Dabei ist es unbedeutend, ob sie auf dem Land groß geworden sind oder jahrelang im Ausland studiert haben.

17 Jahre nach meiner ersten Begegnung mit Indonesiern bin

ich immer noch weit davon entfernt, alle Verhaltensweisen zu durchschauen, geschweige denn zu verstehen. Aber ich habe dazugelernt. Zum Beispiel mit kleinen Gesten anstatt mit großen Worten zu kommunizieren. Ich verstehe mittlerweile fast immer, wenn jemand umständlich ja sagt, aber eigentlich nein meint. Ich sehe ein, dass die Umgehung eines Konflikts gelegentlich die bessere Lösung sein kann als eine direkte Konfrontation. Und ich muss zugeben, dass es gewisse Phänomene gibt, die mit natürlichen Ursachen nicht zu erklären sind. Bei Geister- und Regenbeschwörungen hört mein Verständnis allerdings auf. Meine indonesischen Freunde nehmen diese typisch westliche Haltung mit wissendem Lächeln hin.

Das Land: Wie bereist man den größten Archipel der Welt?

Bei meiner ersten Indonesienreise wollte ich möglichst viel vom Land kennenlernen. Ein Land, das sich zwischen drei Erdplatten vom Indischen Ozean bis zum Pazifik erstreckt, so weit wie Europa von Ost nach West. Der weltgrößte Archipel, zu dem zwischen 17 500 und 18 300 Inseln gehören. Über die genaue Zahl streiten Wissenschaftler wie Militärexperten. 8844 dieser Inseln haben einen Namen, rund 6000 gelten als bewohnt, allerdings nur 922 dauerhaft. Dazwischen liegen etwa 130 Vulkane, (noch) knapp 90 Millionen Hektar Regenwald, das Korallendreieck und die Wallace-Linie, an der der asiatische und der australische Urkontinent einst aufeinandertrafen. Hier mischen sich tropischer Regenwald und trockene Savanne, Elefanten, Nashörner und Tiger treffen auf Riesenechsen, Laufvögel und Baumkängurus. Das Ergebnis ist eine einzigartige Artenvielfalt über und unter Wasser.

Mein Plan war, von Java bis Flores zu reisen. Per Bus und Fähre versteht sich. Sechs Wochen müssten reichen. Dachte ich. Vielleicht später noch einen Abstecher nach Sumatra. Am Ende kam